LESEPROBE

Einar Lövdahl: *Gegen den Wind*

Kein & Aber Verlag

Alle Texte in dieser Datei sind urheberrechtlich geschützt. Die Nutzung von Zitaten und längeren Textauszügen ist nur nach vorheriger Absprache mit dem Verlag gestattet.

Das Einpflegen und Verarbeiten des Textes in Anwendungen künstlicher Intelligenz (KI) ist - sowohl als Gesamt als auch in Teilen - untersagt.

1

Warum ist es so leise? Wo ist der Wind geblieben?

Ich stütze mich auf die Oberschenkel, wische mir mit dem Ärmel übers Gesicht und schaue auf den Asphalt. Meine Beine werden schwer. Mir wird schwarz vor Augen, während ich nach Atem ringe, die Luft schmeckt bitter und kalt. Dann richte ich mich wieder auf. Werfe einen Blick über die Schulter und betrachte die Straße, die die Hochheide durchschneidet.

Merkwürdig, wie distanziert, geradezu unwirklich einem etwas vorkommen kann, das gerade erst geschehen ist.

Überall nächtliche Stille, nur ganz hinten in meinem Kopf hallt noch der Lärm von dem heftigen Schlag und dem splitternden Glas. Vor meinem inneren Auge sehe ich die Reifenspuren in der Erde und im Moos, fernab der Straße. Die Räder tief im Matsch. Es war seltsam befreiend, mich abzuschnallen und das zerbeulte Blech zurückzulassen.

Ich gehe langsam über die Straße, die sich einen langen, breiten Hang hinabwindet, bis ich es sehe – dieses eine Loch im Felsen. Ein hypnotisierender Anblick, geradezu irreal aus nächster Nähe, in dieser Stille. Ein vollkommen rundes Loch im Berg. Der trübe Himmel

späht hindurch, und ich starre zurück. Ich habe das Loch schon hundertmal gesehen, immer nur ganz kurz, wenn ich im Auto daran vorbeigesaust bin. Zu oft, um es zählen zu können, aber an das allererste Mal erinnere ich mich. Mit einer bunten Limoflasche in der Hand saß ich auf der Rückbank und hörte über Kopfhörer einen Song in Dauerschleife, bis meine Eltern mich baten, auf Pause zu drücken und hochzuschauen. Wir drei bei einem Ausflug aufs Land mit dem Faltcaravan, auf den Mama so stolz, aber Papa nicht gut zu sprechen war. Er rutschte nervös auf dem Fahrersitz herum, weil er diesen schaukelnden Klotz ziehen musste.

»Askur, willst du dir nicht was wünschen?«, höre ich Mama sagen.

Das war lange vor der Scheidung.

Jedes Mal, wenn ich seitdem an diesem Berg vorbeigefahren bin, habe ich einen Herzenswunsch heraufbeschworen, ihn genau im richtigen Augenblick still vor mich hin gesprochen, als ginge es bei dem Spiel darum, den Wunsch durch das Loch zu werfen. Doch als ich ihm jetzt regungslos gegenüberstehe, habe ich das Gefühl, zu schummeln. Als stünde ich auf der obersten Stufe einer Leiter vor einem Basketballkorb und müsste nur die Arme ausstrecken, um einen Treffer zu erzielen.

Dadurch bekommt das Loch einen anderen, unheimlicheren Ausdruck. Der Berg gafft, nicht nur in die Luft, sondern auch auf mich, mit Erstaunen, und verlangt nach Antworten. *Was machst du hier? Solltest du nicht längst am Flughafen sein? Bist du wirklich so feige?* Gleichzeitig habe ich das Gefühl, dass etwas Spitzes durch meine Adern

fließt und mich von innen zerkratzt. *Stehst du nicht zu deinem Wort?*

Ich schrumpfe zusammen.

Als ich mir die Haare zurückstreiche, spüre ich einen scharfen Stich. Zwischen Daumen und Zeigefinger steckt ein kleiner Würfel aus Glas. Hastig schleudere ich ihn weg, so weit wie möglich, den Hang hinunter, an dem die Straße sich talwärts schlängelt.

Für einen Moment stelle ich mir vor, wie ich mich auf den harten Asphalt lege und den endlos langen Hang hinunterrolle – wie ich kapituliere –, doch dann höre ich Mamas heiseres Lachen. »Willst du dir eine Darmverschlingung zuziehen, mein Schatz? Komm jetzt!« In Sekundenschnelle taucht sie vor mir auf, eine goldene Sonnenbrille auf der Stirn, die ihre Haarpracht wie eine Spange umschließt, in einem Sommerkleid und einer hellrosa Jacke. Neben ihr steht ein Koffer, ihr pinker Lippenstift und das längliche Kristallglas, mit dem sie mir zuprostet, funkeln.

Ich presse die Augen zusammen. Werde immer noch von innen zerkratzt. Doch gleichzeitig schärfen sich meine Sinne, die undeutlichen Bilder reihen sich in meinem Kopf aneinander, und ich kann ungefähr nachvollziehen, wie ich hier hinauf auf die Hochheide gelangt bin. Stück für Stück. Fast kann ich es meinen Knöcheln noch ansehen, wie sich meine Finger um das Lenkrad des alten Jeeps krallten. Als ich schlaftrunken über die Straße raste, und das Einzige, was mich wachhielt, das Toben in meiner Brust und die schwarzen Taxis waren, die die nächtliche Stille wie Gewehrkugeln zerrissen.

Auf dem Weg zum Flughafen.

Und ich erinnere mich auch, wie das Toben am Ende die Oberhand gewann. Mein Herz zappelte wie ein widerspenstiges Kind, die Autoscheiben zitterten, und als ich mich dem Flughafen näherte, schien ich geradewegs in eine Wolkenbank zu steuern. Dabei wurde die Nacht schon wieder hell und der Himmel war wolkenlos. Ich befand mich auf dem falschen Weg.

Also wendete ich den Jeep. Hundertachtzig Grad, quietschende Reifen und einfach nur weg.

Ich raste weg vom Flughafen.

Auf die Passstraße.

Und kam von der Fahrbahn ab.

Während ich das Loch im Berg anstarre, allein auf der Serpentinenstraße, höre ich plötzlich das Dröhnen eines Motors. Ich merke, wie die Leere, in der sich Hintergedanken und Zweifel breitgemacht haben, verschwindet. Das Loch im Berg schließt sich. Von nun an gibt es kein Zurück mehr.

Ein weißer Geländewagen taucht in der Ferne auf und brettert auf mich zu. Ich springe an den Straßenrand. Weil es nicht reicht, meinen zitternden Daumen hochzuhalten, winke ich mit beiden Händen. Der SUV drosselt das Tempo und hält schließlich an. Vorne sitzt ein Pärchen und lächelt.

Ich bedanke mich mit einer Geste und nicke, als sie mich fragen, ob das mein Wagen sei, an dem sie eben vorbeigefahren sind. Murmelnd antworte ich, der werde später abtransportiert. Eine spontane Lüge.

Was für eine Erleichterung, mich mit dem Rucksack auf die Rückbank sinken zu lassen und davonzubrausen.

Nur weg vom Flughafen. So weit weg wie möglich.

Doch dann spüre ich, wie mein Smartphone unter dem viereckigen Abdruck auf der Hosentasche meiner abgewetzten Jeans vibriert. Die Vibration strahlt in alle Richtungen aus, ein starkes Nachbeben. Ich zerre das Handy heraus. Es ist heiß, das zerbrochene Display glüht. Zwischen einem feuerroten Herz und einem kleinen gelben Smiley mit Kussmund versteckt sich eine Nachricht von Mama:

> Koffer angekommen, gehe jetzt durch den Zoll! Schick mir eine Nachricht, wenn du am Flughafen bist.
> Freue mich auf dich!!!

2

Die Leitpfosten sausen vorbei, verschmelzen zu einer gelben Unendlichkeit. Der Rücksitz in dem weißen Geländewagen ist weich. Es ist warm. Ich lehne den Kopf ans Fenster, kann die Augen kaum offen halten, und als ich endlich nachgebe, spüre ich ein angenehmes Kribbeln hinter den Lidern, als wären meine Augen an ein Ladegerät angeschlossen.

Ich nicke ein. Und das ist gut.

»Stört es dich, wenn wir ein bisschen Musik anmachen?«

Ich schrecke hoch. Peinlich berührt, weil ich in der Anwesenheit fremder Menschen eingeschlafen bin. Die Frau auf dem Beifahrersitz hat gefragt. Sie trägt ein dickes Brillengestell und eine Fleecemütze in einer knalligen Farbe. Anscheinend gucke ich genauso dumm drein wie die Schafe am Wegesrand, denn sie fügt schnell hinzu: »Sorry, ich hoffe, es ist okay, wenn wir Englisch sprechen?«

Mir schießt die Entgegnung durch den Kopf, dass es mir lieber wäre, wenn wir Esperanto sprächen, unterdrücke sie aber zum Glück.

Das Seltsame ist, dass ich jedes Mal ins Stocken gerate, wenn ich auf Englisch angesprochen werde, als hätte man mich überrumpelt, dabei spreche ich fließend Englisch,

und es war von Anfang an klar, dass diese Leute Touristen sind. Ich brauche immer etwas Anlauf, manchmal einen ganzen Tag, bevor meine Gedanken sich in englische Wörter gießen lassen.

»Es ist nämlich ein alter Traum von uns, mit Musik von dieser Band durch die isländische Landschaft zu fahren.«

Ich nicke und unterdrücke ein Gähnen. »Lasst euch von mir nicht davon abhalten.«

Die Frau nimmt ein Smartphone aus einer Lederhülle und tippt darauf herum. Als die ersten Klänge aus den Lautsprechern kommen, satt und mystisch, lächelt sie dem Mann zu, der konzentriert am Steuer sitzt.

»Wir sind erst gestern gelandet. Die Zeitumstellung ist natürlich heftig, wir haben letzte Nacht kein Auge zugedrückt. Also gabs beim ersten Hahnenschrei einen starken Kaffee und ab ins Abenteuer! O mein Gott, dieses Land, die Landschaft ist wie aus einer anderen Welt.«

»Als wären wir auf dem Mond gelandet«, ergänzt der Mann und fixiert mich im Rückspiegel. Er trägt eine Kappe mit dem Logo einer amerikanischen Sportmannschaft und eine silberne Sonnenbrille, die mich an Radrennen erinnert.

»Schön zu hören.« Ich bemühe mich zu lächeln und so zu tun, als würde ich diesen Vergleich zum ersten Mal hören. Dabei konnte ich noch nie auf Kommando lächeln. Mein Mund verzieht sich dann immer zu einer geraden Linie, und das Lächeln wirkt gekünstelt und dümmlich.

»Aber ich muss gestehen, dass wir zu dieser Tageszeit wirklich nicht mit einem Tramper gerechnet haben. Als

ich dich sah, dachte ich, jetzt kriegen wir das *volle Islandprogramm*, eine echte isländische Elfe!«, sagt die Frau lachend.

Zerstreut bedanke ich mich dafür, dass sie angehalten haben. Ich bin immer noch sehr müde, wie betäubt.

»Sag mal, hilft dir jemand, den Wagen zu holen?«

Ich frage nach, was sie meint.

»Deinen Wagen aus dem Matsch zu ziehen. Oder wolltest du den vielleicht den Trollen überlassen?«, antwortet sie grinsend.

Ich entgegne, das sei kein Problem, und drifte dabei wieder mit den Gedanken ab. Das Wort *Tramper* zieht mich fort, zu einer anderen Autofahrt vor ungefähr drei Jahren, als ich in Mamas altem Jeep über die Nationalstraße 1 fuhr, mit Gyða neben mir auf dem Beifahrersitz.

»Hey, Askur, *lass uns leben, als gäbs kein Morgen mehr!*«, sang Gyða den alten Partyhit, eines von Mamas Lieblingsliedern. Dabei streichelte sie meinen Nacken. »*Lass uns was Unvergessliches tun!* Komm schon, ist doch spannend.«

Ich saß am Steuer und hatte nicht die geringste Lust auf einen Fremden im Auto – schon gar nicht auf den abgerissenen Typ, dessen Parka aussah, als wäre er aus alten Socken selbst genäht –, aber weil Gyða die Idee so toll fand, drosselte ich automatisch das Tempo. Als wir an dem Typ vorbeirollten, blinkte ich nach rechts und brummelte vor mich hin. Zehn, zwanzig Meter vor ihm hielt ich schließlich an.

Eigentlich war der Grund für meine Skepsis ganz simpel: Ich wollte den perfekten Augenblick nicht zerstören. Es war Mitte Mai, unser erster gemeinsamer Sommer hatte gerade begonnen, und der war alles andere als normal. Damals ertappte ich mich manchmal dabei, wie ich an einem ganz gewöhnlichen Morgen aufstand und tatsächlich darüber nachdachte, was für eine Meisterleistung hinter jedem einzelnen Haus steckt – ein ingenieurwissenschaftlicher Triumph. Oder dass ich der Sonne huldigen wollte, diesem glühenden Ball am Himmel, unserer Existenzgrundlage, die wir trotzdem Tag für Tag als selbstverständlich ansehen. Und nicht nur das, ich fasste meine Gedanken sogar in Worte, sprach sie laut aus, ohne Angst vor den Reaktionen. Ich kroch aus dem Bett, kochte für Gyða und mich Kaffee, mit dem wir uns aufwärmten, zwei Menschenaffen im hohen Norden mit einem braunen Zaubertrank vom anderen Ende der Welt in den Tassen, und aus mir kamen Sätze wie: »Die Sonne, Gyða! Gibt es etwas Magischeres als die Sonne? Ohne Witz.«

Wir mussten beide lachen, aber es war mein voller Ernst.

Es war wie ein Rausch, und der war nicht auf den Zaubertrank zurückzuführen.

Mit Gyða lag immer etwas in der Luft, das unvergessliche Momente versprach. Dort, in diesem Moment, als wir über die Nationalstraße fuhren, mit dem glitzernden Meer auf der einen Seite, war alles so perfekt, dass es unverschämt gewesen wäre, um mehr zu bitten. Sogar die Lüftung im Auto war perfekt eingestellt, wir waren

nach isländischen Maßstäben leicht bekleidet, von einer erfrischenden Brise umspielt, die jegliches Unwohlsein abwehrte, das mich beim Autofahren manchmal befällt. Gyða saß in Lotushaltung auf dem Beifahrersitz, die dunkelblonden Haare zu einem Dutt hochgesteckt, in einem weiten T-Shirt und mit einer neuen Sonnenbrille von einer teuren Marke auf der sommersprossigen Nase. Sie sang jede Zeile mit, die aus den Lautsprechern schallte. Auf der Rückbank klapperten ein Einweggrill und eine Kühlbox, die zwischen Plastiktüten mit Trinkkakao, Fladenbrot, Schmalzgebäck und zwei bräunlichen Bananen gegeneinanderschlugen. Im Kofferraum lag ein grünblaues Bündel aus Polyester, unser klatschnasses Zelt, das wir am Morgen hastig zusammengerollt hatten, nach einer romantischen Nacht auf einem Campingplatz, in der mir klar geworden war, dass es nichts gab, was Gyða besser stand als lange Wollunterwäsche, und das Wort *campingsexy* gefallen war, möglicherweise zum ersten Mal in der Geschichte der isländischen Sprache.

Jemandem beim Beschreiben seiner Träume zuzuhören ist das Langweiligste, was ich kenne, aber Gyða hätte ich ewig zuhören können. Genauso wie ihrem Geplapper über die Turbulenzen in den Doku-Soaps, die sie sich anschaute. Mit ihr im Auto zu sitzen und zu quatschen gab mir mehr, als ich je mit einem anderen Menschen erlebt hatte. Oder auch einfach nur dazusitzen und zu schweigen. Ich wusste sofort, dass das von Bedeutung war.

Doch als sich der Typ in dem selbst genähten Parka mit seinem dreckverschmierten Rucksack auf den Rücksitz des Erbstücks fläzte – so nannten Gyða und ich Mamas

Jeep –, war mir gleich klar, dass das, was er von sich geben würde, mich herzlich wenig interessierte. Deshalb bestand die nächste Dreiviertelstunde der Fahrt für meinen Teil darin, im halbwegs richtigen Moment hm und ja zu sagen, ohne etwas davon mitzukriegen, was der Typ über Kryptowährungen und Cyberkriminalität quasselte. Für mich ergab es einfach keinen Sinn, mich mit diesem Fremden zu unterhalten, mit dem ich nichts gemein hatte. Ich hatte schon immer das Gefühl, dass ich einen Menschen mindestens einmal getroffen haben muss, bevor ich ein Gespräch mit ihm führen kann. Gyða hingegen, mit ihrem aufrichtigen Interesse an anderen Menschen und ihrem offenen Lächeln, plauderte munter drauflos. Als der Typ schließlich sagte, wir könnten ihn an der nächsten Tankstelle rauslassen, jubelte ich innerlich.

Ich weiß noch, wie ich darüber nachdachte, dass es schier unmöglich ist, sich bei einem Tramper nicht die allerschlimmsten Szenarien auszumalen – dass er ein Mörder auf der Flucht ist (in einem weiten Parka kann man ja allerhand verstecken) –, auch wenn diese Fantasie genauso schnell wieder verschwindet, wie sie auftaucht. Vielleicht ist es eine Art Alarmsystem im Gehirn, damit man auf alles vorbereitet ist.

»Hast du dir schon mal überlegt, dass man anderen Menschen blind vertraut, wenn man in ein Auto steigt?«, fragte ich, als meine Gedanken in der Stille noch weiter gewandert waren.

»Wie meinst du das?«, entgegnete Gyða.

»Ich meine, wir sitzen hier bei hundert Stundenkilometern in einer übergroßen Kiste aus Blech und Glas,

und im Minutentakt kommen uns andere Blechkisten entgegengeflogen.« Ich warf einen kurzen Blick aufs Armaturenbrett und sah, dass der Wagen schon hundertzwanzig fuhr. »Da darf nichts aus dem Ruder laufen, sonst sind wir weg – *peng*. Überleg mal, der Typ in dem Auto da vorne dürfte eigentlich noch nicht mal niesen.«

Ein riesiger Lkw kam uns entgegen, ohne das Tempo zu verringern, obwohl die Straße sehr holprig war. Er sprang wie ein Delfin auf uns zu.

Gyða musterte mich grinsend. »Ist alles okay, mein Stressbärchen?« Sie legte mir die Hand auf den Hinterkopf. Der Lkw wurde im Rückspiegel immer kleiner. »Konzentrier dich lieber darauf, uns heil ans Ziel zu bringen. Wenn schon nicht unseretwegen, dann wenigstens für meine Oma.«

Ich grinste zurück und spürte ein leichtes Ziehen im Bauch. Obwohl Gyða und ich uns erst seit einigen Monaten kannten, hatte ich längst begriffen, dass sie ein ganz besonderes Verhältnis zu ihrer Oma hatte. Gleich am Anfang unserer Beziehung hatte Gyða mir gestanden, ihr größter Wunsch im Leben sei es, reich zu werden. Entschuldigend und ein bisschen rot im Gesicht, aber mit einem breiten Grinsen fügte sie hinzu: »Was? Wie soll ich Oma denn sonst unseren alljährlichen Mädelstrip ins Ausland spendieren?«

Es sagte schon einiges über ihre Beziehung aus, dass Gyða, bevor sie nach dem Abitur mit ihren Freundinnen zu einer Asienreise aufgebrochen war, für ihre Oma ein ganzes Buch eingelesen hatte, damit die trotz der Entfernung jeden Tag ihre Stimme hören konnte.

Oma Sæja war Nummer eins, und wir hätten niemals eine achtstündige Autofahrt auf uns genommen, um *irgendwen* zu besuchen.

Als das Handy piepte, das neben der Handbremse lag, griff Gyða sofort danach. Das notorische Piepen war nach und nach zu einem Teil meines Alltags geworden. Mit diesen ständigen Erinnerungen schien Gyða ihren Weg durchs Leben bis zur nächsten Etappe zu markieren. Jedem Tag einen Sinn und ein Ziel zu geben, worüber sie am Abend Bilanz zog.

»Warte mal, war das *vergiss nicht, Wasser zu trinken*?«, erkundigte ich mich feixend. »Oder *vergiss nicht, zu Oma in den Osten zu fahren*?«

Gyða fixierte mich lächelnd über den Rand ihrer Sonnenbrille. »Das, mein Freund, erinnert mich daran, die hier zu nehmen«, erklärte sie, zog einen silbernen Blister aus ihrer Handtasche und drückte eine kleine, gelbe Pille heraus.

Ich nickte, mich daran erinnernd, dass ich auf Social Media gelesen hatte, wie verrückt es war, dass Mädchen schon im Teenageralter anfingen, Hormone zu schlucken. Aber ich hielt den Mund, denn ich hatte überhaupt keine Ahnung davon, geschweige denn Erfahrung. Die Vorstellung, mich zu diesem Thema zu äußern, war lächerlich. Hatte ich überhaupt den ganzen Beitrag gelesen?

»Und jetzt«, kündigte Gyða an, nachdem sie die Pille geschluckt hatte und wir durch eine uneinsehbare Kurve fuhren, hinter der uns das spiegelglatte Meer und ein idyllisches Bergpanorama erwarteten, »willkommen im schönsten Fjord Islands!«

Weiße Quellwolken trudelten gemächlich an den Bergspitzen entlang, die über den Ort wachten. Auf der gegenüberliegenden Seite des Fjords stand eine Ansammlung dicht gedrängter Häuser, an deren Rand sich ein mächtiger Schornstein in den Himmel reckte, als wäre es sein sehnlichster Wunsch, das Wahrzeichen der kleinen Ortschaft zu sein.

Als ich zu Gyða schaute, waren ihre Nasenflügel geweitet, und sie lächelte glücklich. Dann schniefte sie leise. »Hey, schau mich nicht so an«, rief sie lachend, setzte die Sonnenbrille ab und wischte sich mit dem Handrücken ein paar Tränen weg.

In der vergangenen Nacht, als wir zusammen im Zelt lagen, hatte Gyða gesagt, sie freue sich jedes Mal auf ihre Oma, aber die Reise in den Osten sei auch immer etwas melancholisch, wie eine Zeitreise.

Gyða hatte als Kind fast jeden Sommer bei ihrer Oma in den Ostfjorden verbracht, während ihre Eltern sich in Reykjavík krummschufteten. Diese Tradition wurde beibehalten, bis Gyða nach der zehnten Klasse selbst ihren ersten richtigen Ferienjob in der Stadt bekam. Dabei war der Aufenthalt im Osten nicht der eigentliche Grund für die Melancholie – im Gegenteil, Gyða erzählte, es sei das tollste Feriencamp gewesen, das man sich vorstellen könne. Sie hatte sich von Pfannkuchen ernährt, von morgens bis abends die ungeteilte Aufmerksamkeit ihrer Oma genossen und außerdem ihre große Leidenschaft entdeckt, das perfekte Ventil für ihre Energie: den Sport. Im Winter gingen ihre Kräfte hauptsächlich dafür drauf, sich unter den Mädchen in ihrer Klasse zu behaupten.

Sie stand immer ein wenig am Rand der Freundinnenclique – war mal dabei, wurde manchmal vergessen und blieb gelegentlich absichtlich außen vor –, aber im Sommer war sie die Hoffnungsträgerin des Jugendkaders. Wenn sie nach dem letzten Schultag in die Ostfjorde fuhr, um den ganzen Sommer dort zu verbringen, beschlich sie jedes Mal die Angst, etwas zu verpassen. Würden die Mädchen an den Wochenenden ohne sie beieinander übernachten? Wäre alles anders, wenn sie zurückkäme?

»Nach der achten Klasse hat sich das Blatt gewendet«, erzählte Gyða, während wir uns im Schlafsack aneinanderkuschelten. Im Frühling hatte die Mädchenclique einen gemeinsamen Blog ins Leben gerufen, auf dem sie Fotos teilten, Listen über ihre coolsten Freunde erstellten, abwechselnd tagebuchartig aus ihrem Leben erzählten und Einträge in einem Gästebuch sammelten. Gyða war die Aktivste und schrieb fleißig Beiträge, die nur so strotzten vor Smileys und der kreativen Verwendung des Buchstabens *z* anstelle von *s*. Der Blog bekam den Namen *Diamondzzz*, und für den Herbst war geplant, spezielle Sweatshirts zu bestellen, eine Art Gruppenuniform – Zip Hoodies mit einem Logo auf der Rückseite und dem Namen des jeweiligen Mitglieds auf der linken Brust.

»Im Sommer hatte ich meine erste richtige Goldmedaille in Leichtathletik gewonnen, und als wir Mädels uns zum Schulbeginn wiedertrafen, fühlte ich mich, als hinge mir die Medaille immer noch um den Hals. Ich hielt mich kerzengerade und war ziemlich stolz. Aber als ich sie dann alle wiedersah, kam es mir so vor, als würden sie mich komisch angucken. Ich war nicht nur die Größte in meiner

Klasse, sondern auch kräftiger geworden und hatte irgendwie das Gefühl, sie würden über mich lästern. Sie sagten mir nie etwas direkt ins Gesicht, aber da waren diese Blicke und dieses verstohlene Grinsen.«

Der Blog nahm Fahrt auf, und der Ruhm der Diamondzzz verbreitete sich bis weit über die Schule hinaus. Die Mädchen bestellten die Sweatshirts, die Blogeinträge bekamen große Resonanz, und alle, sogar ältere Schüler, schrieben eifrig Kommentare. Eines Tages flitzten zwei Mädchen in der Mittagspause kurz aus der Schule und kamen mit einem großen Pappkarton zurück, den sie in der Kantine vor der versammelten Mittelstufe auf den Boden stellten. Die Sweatshirts waren angekommen. Die Mädchen jubelten und kreischten, stachelten sich gegenseitig an, während sie den Karton durchwühlten und die Sweatshirts verteilten, doch als der Karton zerfetzt war, stand Gyða immer noch mit leeren Händen da.

»*O mein Gott, hat dir das niemand gesagt? Den Pulli gabs nicht in deiner Größe!* Ich sehe die geheuchelte Verwunderung in ihren Gesichtern noch genau vor mir«, erzählte Gyða. »Ich hatte das Gefühl, dass die gesamte Mittelstufe nur darauf wartet, dass ich rausrenne, damit sich alle kaputtlachen können. Und das war erst der Anfang einer ziemlich schrecklichen Phase.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich. »Mobbing?«

Gyða verzog das Gesicht und zuckte mit den Schultern. »Von da an konnte der Winter jedenfalls nicht schnell genug vorübergehen. Ich telefonierte oft mit Oma, wäre am liebsten zu ihr gezogen, aber dann kam endlich der

Sommer, und in dem Jahr wurde der Sport mehr für mich als nur ein Spiel.«

Ich lag im Zelt und lauschte ihr voller Bewunderung, erstaunt, wie offen sie diese alten Narben preisgab. Auch wenn sie manchmal feuchte Augen bekam, konnte sie den Schmerz so genau beschreiben, als hätte sie das alles sortiert und beschriftet, damit abgeschlossen.

»Aber weißt du, was das Gute daran ist? Wenn ich eine Bestätigung brauche, dass ich mein Leben ziemlich gut auf die Reihe kriege, gucke ich mir einfach die Social-Media-Seiten der alten Diamondzzz-Mädels an.«

Wir lachten. Ich nahm sie in den Arm und wollte etwas Intelligentes sagen, aber stattdessen tauchte ein Bild in meinem Kopf auf, von mir als eine Art Rüstung, die den Zweck hatte, sie einzuhüllen und zu verteidigen. Oder eine Daunenjacke, die von nun an versuchen würde, sie vor jedem Schneesturm zu schützen, vor jedem einzelnen Tief.

»Weißt du, was wir machen müssen, wenn wir wieder in der Stadt sind?«, sagte ich scherzhaft. »Wir wollten uns doch unbedingt bedruckte Sweatshirts im Partnerlook bestellen!«